

Süddeutsche-Zeitung

20. Juli 2010

Verwunschene Tonräume

Die Bad Kissinger Liederwerkstatt lässt Eichendorff vertonen

Ein Festival tut gut daran, auf seine Steckenpferde zu setzen, so vorhanden. Das verspricht Wiedererkennung und Kopierschutz, sorgt für Identität, neu-deutsch: das Alleinstellungsmerkmal. Am liebsten trägt es den Namen einschlägiger Helden und Heiliger: Mozart in Salzburg, Beethoven in Bonn, Wagner in Bayreuth. Der Kissinger Sommer in Unterfranken prunkt in der Regel mit prominenten Orchestern, Dirigenten und Solisten, in einem der kostbarsten Konzerträume Deutschlands, dem holzgetäfelten Max-Littmann-Saal im Kissinger Regentenbau von 1912.

Aber das Festival und seine künstlerische Leiterin Kari Kahl-Wolfsjäger haben von Anfang an jungen Interpreten die Tore weit geöffnet – ein Klavierwettbewerb dient dafür als Ausgangspunkt. Und es ist Sache einer „Liederwerkstatt“, Komponisten dazu zu bringen, sich alljährlich mit einem bestimmten Textdichter auseinanderzusetzen. So entstehen neue Liedvertonungen, die von Sängern und Pianisten probiert und aufgeführt werden, unter der künstlerischen Leitung des Berliner Klavierlied-Professors Axel Bauni, der spannende Konzertprogramme aus Alt und Neu zusammenstellt: Heine und Mörike, Schiller und Goethe, Rückert und Hölderlin gaben sich schon ein Stelldichein, jetzt war Joseph von Eichendorff an der Reihe.

„O Täler weit, o Höhen / O schöner grüner Wald / Du meiner Lust und Wehen / Andächtig'er Aufenthalt“, das kennt jeder, damit beschwor Eichendorff die Naturwelt seiner Phantasie, seiner Nostalgie. Vielleicht war es kein Zufall, dass das „Abschied“ genannte Gedicht unter all den Vertonungen in zwei Konzerten nicht vorkam, weder unter den Älteren noch jenen neuen Liedern, die Wolfgang Rihm und Manfred Trojahn oder Jan Müller-Wieland und Wilhelm Killmayer beisteuerten.

Der heute 82-jährige Killmayer hatte vor langer Zeit hell und schwerelos „Frühlingsgruß“ und „Morgenlied“ vertont, jetzt goss er „Der Kühne“ in eine viel härtere, zwischen Tonlosigkeit und Ausbruch wechselnde musikalische Diktion – und die Ballade „Vom heiligen Eremiten Wilhelm“ in eine schonungslos rauhe Ausdrucksweise. Die krude Mittelalter-Geschichte vom Jerusalem-Pilger Grafen Wilhelm, der in dem Patriarchen den Gesprächspartner und Leidensgenossen findet, erzählt von einer Todesreise: Sie wird, man hört es, mit einem panischen Erschrecken ausgestattet. Killmayer lässt sich intensiv auf den Text ein, Pathos blitzt auf, doch die letzte Zeile wird nur erbittert gesprochen: „Und so schritt er fort zum Wald“

„Lieder entstehen in Zwischenphasen, wenn etwas fertig ist und etwas Neues droht“

In welcher Situation ein Komponist bereit ist, sich einem Gedicht zu widmen, ließ Wolfgang Rihm, der gerade seine „Dionysos“-Oper für Salzburg vollendet hat, durchblicken: „Lieder entstehen in Zwischenphasen, wenn etwas fertig ist und etwas Neues droht.“ Als kaum ernst zu nehmendes Nebenprodukt? Man lerne das Gedicht eigentlich erst während der Vertonung kennen, meint Rihm. Für ihn sei das Lied aber auch Gelegenheit, „den Sänger mit einem seiner schönsten Fähigkeiten zu konfrontieren: dem Piano-Lecato-Singen“.

Eichendorffs poetischer Rang bleibt unbestritten, die Figur aber ist ambivalent. Einerseits: „Eichendorff“, sagt Killmayer, „will sein Glück über die Welt, die Erde mitteilen, die von Gott geschaffen worden ist . . . Er ist glücklich in der Natur und in seinem Glauben.“ Andererseits: Einem ganz und gar düsteren späten Eichendorff-Text haben sich die Komponisten Wolfgang Rihm und Manfred Trojahn verschrieben. „Klang um Klang“ heißt das Gedicht, es geht um böse Jägerrufe in der Natur, einen Schuss, um verwirrende Stimmen: „Hüt dich zu dieser Stunde, / mein Herz ist mir so schwer!“ Trojahn verwandelt das in eine brütende Traumepisode zweier Frauenstimmen, Rihm lässt einen Tenor in fließender Melodik anheben, ehe er diesen in verwunschene Tonräume schickt.

Auch André Werner und Alexander Muno sind dem visionär düsteren Eichendorff auf der Spur. Johannes Schöllhorn versucht Anderes, macht aus „Assonanzen“ über alle Zweizeiler-Strophen hinweg eine avantgardistisch-preziöse Glissando-Etüde.

Freilich, schon die neuere Germanistik sah den Romantiker Eichendorff durch die Widersprüche zwischen einem Ideal und der allmählich technifizierten Lebensrealität wie entzaubert dastehen: „Während sich die Wirklichkeit rasant verändert, steht in den Gedichten Eichendorffs die Zeit gleichsam still.“ Schreibt Matthias Kruse in „Tänzer, Sänger, Spielmann“ (Verlag Olms). „Durch Formeln, Klischees, fast vorgestanzte wirkende Naturschilderungen“, mache es sich Eichendorff zum Anliegen, „die Zeit vor dem Verfall retten“ zu wollen.

Wie früher Komponisten auf solche Widersprüche reagierten, affirmativ oder unterschwellig verstört, war zu hören in Vertonungen von Schumann, Mendelssohn und Brahms, von Schoeck, Pfitzner und Wolf. Oder von Aribert Reimann, der als Dreißigjähriger das Gedicht „Nachtstück“ als Beschwörung von Sehnsucht komponiert hat. Zuletzt glühte Eichendorff noch einmal „Im Abendrot“ aus den „Vier letzten Liedern“ von Richard Strauss – kein endgültiger Abschied, wie Strauss es verstanden wissen wollte. WOLFGANG SCHREIBER